

Der Abschied

Meine Hand zittert und lässt den Tee in der Tasse beinahe über den Rand schwappen. Ich will mich beruhigen und schließe meine Augen. Die Angst in mir zeichnet schwarze Muster in meinem Geist und frisst mich auf, zerstört mich, löscht mich aus. Bald werde ich nicht mehr existieren. Es sei denn ich reiße mich jetzt zusammen. Ich muss mich zusammenreißen, schreit meine innere Stimme und sie hat Recht.

Auf Mitleid oder Verständnis brauche ich nicht mehr zu hoffen. Doch ich kann nicht anders, mein Innerstes bettelt geradezu danach. »Hört mich denn keiner?«, »Bin ich wirklich nichts wert?«

»Schätzchen?«, höre ich die Stimme meiner Mutter; zuckersüß der Ton, doch bitter der Nachgeschmack ihrer Ablehnung. Will sie mich nicht verstehen?

Ich öffne meine Lider und blicke in ihr lächelndes Gesicht. Ihre Augen jedoch versprühen die Kälte, die mich schon mein ganzes Leben begleitet. Dieser Blick, der mich an die Wand zu pressen vermag und mich selbst in Frage stellen lässt, ruht wie der rote Punkt eines Scharfschützengewehrs auf meiner Stirn.

Ihr Lächeln ist weder liebevoll noch tröstend und ihre kalte Hand, welche aus einem unerfindlichen Grund ihren Weg auf meine gefunden hat, umklammert meine Finger wie ein Schraubstock. Es fühlt sich an wie eine Warnung.

Erneut ermahne ich mich selbst. Ja, ich habe es versucht und muss nun eine Entscheidung treffen.

»Du weißt doch wie die Männer sind. Voller Aggression und Wut und keine Zeit sich irgendwo abzureagieren. Das ist überall so. Das ist ganz normal. Du bist da nicht allein. Auch bei deinem Vater ist das nicht anders.«

Ich nicke. Die Worte hallen in mir wider, lösen keine Reaktion mehr aus. Die Enttäuschung betäubt mich.

»Schätzchen! Irgendwann lässt das nach. Wahrscheinlich schon dann, wenn du ein Kind bekommst. Du musst das aushalten, noch ein wenig. Dafür sind wir Frauen gemacht. Wir halten aus, warten ab und ertragen still.«

Es brodelt nun in mir. Die Worte meiner Mutter setzen eine ungebändigte Wut in mir frei. Wie kann sie so etwas sagen? Ich bin ihre Tochter. Sie sollte mich beschützen, mir helfen. Was stimmt nicht mit ihr?

Der Nagel meines Zeigefingers kratzt an der Seite meines Daumennagels entlang. Ich spüre den Schmerz nicht, fühle nur diese Wut, die in mir brennt wie Säure. Die wunde Stelle, welche seit Monaten nicht heilen kann, ist längst entzündet.

»Hast du mal mit ihm darüber gesprochen?«, fragt sie und blickt mich an, als ginge es um eine neue Haarfarbe.

»Mutter, was denkst du denn? Es ist nicht das erste, zweite oder dritte Mal passiert. Daran ist nichts normal. Gar nichts. Schlägt dich Vater immer wenn er nicht gut drauf ist? Immer dann wenn er getrunken hat? Oder an den Tagen, an denen er sehr viel Stress hatte? Schlägt er dich überhaupt?«

Meine Stimme, zwei Oktaven höher als normal, kreischt ihr entgegen, was jedoch keine Reaktion in ihrem Gesicht augenscheinlich macht.

»Schätzchen!«

»Nicht Schätzchen!«, unterbreche ich sie. »Er verprügelt mich Mutter. Ständig, ohne ersichtlichen Grund. Er schlägt mich, wenn sein Fußballteam verliert. Er schlägt mich wenn das Essen zu kalt ist oder es ihm nicht zusagt. Er schlägt mich wahrscheinlich sogar aus Langeweile.«

Die Reaktion meiner Mutter erschreckt mich, allerdings nur kurz, denn irgendwie habe ich nichts anderes erwartet, schließlich führen wir dieses Gespräch nicht zum ersten Mal.

Sie steht einfach auf und geht in die Küche, raus aus der Situation, raus aus einer unangenehmen Wahrheit. Während sie dorthin geht, blicke ich auf meinen Daumen. Blut rinnt aus mehreren aufgekratzten Wunden. Unwichtig, suggeriert mir mein Verstand.

Mit einem Stück Kuchen kommt sie zurück und ich blicke konsterniert auf den Teller. Mein Hunger und mein Appetit haben sich seit langer Zeit bereits verabschiedet. Es hallen die Worte einiger Bekannter in meinen Ohren wider. Worte, welche mir aufzeigen wie sehr ich mich selbst verändert habe. Abgemagert und kränklich durchstreife ich die Straßen des kleinen Ortes. Es fällt auf, obgleich es niemand hinterfragt. Manches Mal ruft mich meine Mutter an. Erzählt mir, dass Frau Behrend mich gesehen hätte, oder die Frau vom Metzger oder, oder, oder und ich würde ihnen so blass vorkommen. Irgendwie scheint meine Verwandlung aufzufallen. Aber den wirklichen Grund will keiner hören, würde keiner verstehen und im Endeffekt wäre es eh meine Schuld.

»Er liebt dich wirklich.«, spricht meine Mutter, sieht mich weder an, noch höre ich Aufrichtigkeit in ihrer Stimme.

»Vielleicht hat er das mal.«, erwidere ich barsch, zweifle jedoch an meiner eigenen Aussage.

Sie zuckt kurz; kaum wahrnehmbar.

„Kann es sich um wahre Liebe handeln, wenn man seinen Partner so sehr in den Bauch tritt, dass er die ganze Nacht nur Blut erbricht? Kann es wahre Liebe sein, wenn der Ehemann von einem langen Tag nach Hause kommt, die Frau einem etwas Köstliches gekocht hat, ihn umsorgt und all seine Wünsche erfüllt, dass er sie zum Dank beim Sex so lange würgt bis sie ohnmächtig wird? Sie dann aufwacht, mit zwei gebrochenen Rippen und einer gerissenen Vagina? Ist das die wahre Liebe Mutter? Sag was du willst, es ist weder normal, noch hinnehmbar, noch ertragbar.«

Wieder zeigt ihr Gesicht keine Regung. Nichts. Unglaublich! Das kann doch alles gar nicht wahr sein! Sie ist meine Mutter. Sie erfährt Dinge über mich, die sie erschrecken sollten, ihren Mutterinstinkt wecken müssten. Aber sie sitzt einfach nur da.

»Manche Männer mögen diese grobe Art. Du musst dich vielleicht mehr öffnen. Irgendwas machst du sicherlich falsch. Er ist doch so ein verständnisvoller Mann. Wenn wir seine Hilfe brauchen ist er da. Und das ist nicht nur bei uns so. Jeder im Ort würde die Hand für ihn ins Feuer legen. Du musst dir mehr Mühe geben. Es kann nur an dir liegen.«

Es schäumt in mir. Ich spüre wie es in mir gärt und kann kaum glauben, was ich da höre. Ich stehe auf. Rasch hebe ich meinen Pullover hoch und zeige meiner Mutter die blauen Flecken, die Blessuren.

Nur einen kurzen Moment streifen mich ihre Augen. Sodann dreht sie sich weg, sucht einen Punkt an der Wand, der ihr wichtiger erscheint, als der malträtierte Körper ihrer Tochter.

Nun weiß ich Bescheid. Hier kann ich weder Trost, Verständnis noch Hilfe finden.

»Dein all so geschätzter Schwiegersohn ist ein brutales Schwein! Ich werde ihn verlassen und du und Vater, ihr könnt machen und sagen was ihr wollt. Ich kann nicht mehr.«, werfe ich ihr entgegen und endlich richtet sie ihren Blick erschrocken auf mich.

In mir tobt ein Chaos aus Frustration, Wut und Angst, welches sich mit meiner Entschiedenheit duellieren. Mir wird klar, dass es nur den einen Weg geben kann. Niemand wird mich verstehen oder unterstützen. Nicht hier.

Meine Mutter schnappt immer noch nach Sauerstoff und ihr Gesicht färbt sich in ein aufgebrachtes Rosarot. »Wie sieht das aus, wenn du ihn verlässt? Was werden sich die Leute das Maul über uns zerreißen. Du könntest uns damit in den Ruin treiben. Schalte deinen Verstand ein und überleg, bevor du eine irrwitzige Entscheidung triffst!«

Ihre Stimme bebt und irgendwie gibt mir dies Genugtuung. Das ist ihre einzige Sorge?

Ich sage kein Wort; will, dass sie schäumt vor Wut, will eine emotionale Reaktion von ihr und lehne mich wartend zurück.

»Jeder wird uns die Schuld geben. Thomas ist ein wunderbarer, hilfsbereiter, freundlicher Mann. Sie werden sagen, dass wir dich nicht richtig erzogen hätten. Dein Vater wird seinen Vorsitz im Bläserchor verlieren. Alle im Ort werden über uns lachen. Niemand wird dir glauben, dass ein angesehenes Mitglieder der Freiwilligen Feuerwehr ein gewalttätiger Ehemann ist. Niemand wird das annehmen. Thomas ist ein Paradebeispiel für Anstand und Hilfsbereitschaft. Wir alle kennen ihn seit er ein kleiner Junge war und kein Mensch wird dir glauben. Dass er sich Zuhause so verhält wie du es beschreibst, ist alleine deine Schuld und letztendlich fällt es auf uns, als deine Eltern, zurück. Und eins kann ich dir versprechen. Dein Vater wird dir das nie verzeihen. Überleg doch mal? Hier steht man Eheprobleme durch. Was glaubst du wer du bist? Bist du was Besseres? Ich glaube nicht mein Fräulein. Ich glaube eher du bist eine schlechte Ehefrau, ja das glaube ich. Wie sonst könntest du so etwas sagen. Für dich hoffe ich, dass dein Vater jetzt nicht nach Hause kommt. Ich möchte mir gar nicht vorstellen, was passiert, wenn er davon erfährt.«

Sie steht wieder auf, schüttelt ihren Kopf und richtet dann diesen ganz speziellen Blick auf mich. Ich kenne diesen Blick. Er begleitete mein ganzes Heranwachsen. In ihren Augen liegt die Drohung eines hungrigen Wolfes. Ein falsches, unbedachtes Wort, nur einen Schritt in die falsche Richtung und sie würde aus sich herausbrechen - dieses Biest, was in ihr schlummert und niemand außer mir kennt. Nichts steht mehr über dem Ansehen dieser Familie und sie würde diese Fassade mit ihrem Leben verteidigen.

Erneut nicke ich und ein Lächeln huscht über meine eingefallenen Wangen. Nur noch die eine Frage. Warum ich sie stellen muss weiß ich nicht genau, kenne ich doch die Antwort darauf.

»Sag Mutter, liebst du mich?«

Sie blickt mich an, als hätte ich soeben mit einem Messer nach ihr geworfen. Sie streicht ihren Rock glatt und ein Aufflackern in ihren Augen, nur ein ganz kurzes, lässt mich auf eine Antwort hoffen, die jedoch so unwahrscheinlich ist, wie ein auf die Erde fallender Mond.

»Natürlich tu ich das? Was ist das für eine Frage? Du bist schließlich meine Tochter.«

Ihre Worte dringen aus ihrer Kehle wie ein Fluch, streifen mich wie ein Pistolenschuss und es brennt kurz, obgleich der Schmerz sich anfühlt wie eine Erinnerung.

Ich wollte immer eine gute Tochter sein, gab mir Mühe und doch reichte es nie. Die Erkenntnis gewann ich vor langer Zeit, wenngleich es am Anfang schwer zu ertragen war.

Mir war klar, schon seit jeher, dass mein Vater immer einen Sohn haben wollte. Mit mir bekam er eine Last, die er nicht bereit war zu schultern. Mit Thomas, seinem Schwiegersohn, erfüllte sich sein Traum und ich wurde ein Neutrum, ein Mischwesen aus Enttäuschung, Ballast und Wertlosigkeit. Ich war nie unwichtiger als am Tag meiner Hochzeit und doch spielte man das Theater der glücklichen Familie bis alle Gäste gegangen waren. Aus meinem Traum wurde ein Alptraum, eine endlose Aneinanderreihung von Erniedrigung und Schmerzen. Aber ich war nicht mehr bedeutungslos, man beachtete mich endlich, wenngleich es durch Tritte, Schläge oder Vergewaltigung war.

Und heute, hier, am Tag meiner Entscheidung, wusste ich, dass ich eine starke Frau bin.

»Ja Mutter. Ich weiß!«, denn ich bin mir sicher, dass sie mich auf eine unerklärlich abstruse Art liebt. »Ich muss noch einiges erledigen. Und danke für den Kuchen.«

Meine Mutter blickt auf den unangerührten Teller auf meinem Platz. Ein Lächeln zeichnet sich auf ihr Gesicht, was allerdings eher einer Grimasse gleichkommt. Ich lächle zurück, gehe in den Flur, streife mir meine Jacke über und blicke noch einmal zurück. Ich grinse immer noch. »Machs gut Mutter!«, rufe ich ihr über meine Schulter zu und lege meine Hand an die Türklinke.

»Du kannst ihn nicht verlassen. Das musst du verstehen. Du bist doch ein gutes Kind. Ich weiß, dass du die richtige Entscheidung triffst.« Ihre Worte dringen wie ein Flehen an mein Ohr und ich möchte ihr Gesicht nicht sehen. Dieser Ausdruck, als würde sie sich innerlich vor Schmerzen winden, verzerrt und unecht.

Ich muss hier raus. Raus aus diesem Haus voller Verdrängung, Hinnahme, falscher Beschuldigungen und endloser Zurückweisung.

Die kalte Luft belebt mich. Tief sauge ich sie in meine Lungen und stoße sie aus, als könnte sie mich von Innen reinigen.

Bevor ich hier her kam war ich wackelig auf meinen Beinen, unentschlossen, verunsichert und haltlos. Jetzt sind meine Schritte beschwingt und heiter; bisweilen spüre ich eine Erregung in mir, die ich nicht für möglich gehalten hätte.

Meinen Kopf in den Nacken legend, betrachte ich auf meinem Heimweg die Sterne. Eine Sternschnuppe rast über das Firmament und ich muss laut auflachen. »Ich brauche dich nicht, um mir etwas zu wünschen, denn ich werde mir selbst meinen größten Wunsch erfüllen.«

Der Weg ist nicht weit. Ich wohne in einem kleinen Örtchen, umgeben von dunklen Wäldern und kalten Bächen. Es könnte hier so friedlich sein.

Kraftvoll setze ich ein Bein vor das andere, vorbei am Haus des Bläserchors, in dem gerade mein Vater seine Probe hat. Weder bleibe ich stehen, noch verlangsame ich meinen Schritt; ich lass ihn einfach links liegen, genauso wie er es jahrelang mit mir tat. Es tut gut und ich bemerke, dass ich ohne Unterlass grinse. Nur noch wenige Minuten und ich bin zu Hause.

Ich lass alles zurück. Will nicht mehr daran denken, wie ich mich fühlte als mein Vater und Thomas einen Vortrag hielten, dass ich nicht zu arbeiten habe. Eine gute Frau sorgt für ihren Mann. Eine gute Frau gehört in die Küche. Meine Zukunftspläne waren nichtig, ich war nichtig. Jetzt gerade frage ich mich, wie ich das nur alles hinnehmen konnte. Wir leben nicht mehr im 19. Jahrhundert. Aber hier ticken die Uhren anderes und ich wünschte mir nichts so sehr wie Anerkennung. Allein durch mein Fügen hoffte ich darauf, was sich als eine herbe Enttäuschung entpuppte. Der Tag an dem ich meinen Eltern das erste Mal davon erzählte, dass Thomas mich schlägt, endete damit, dass mein Vater zuerst auf den Tisch schlug, dann in mein Gesicht und mich darauf folgend als Lügnerin bezichtigte. Aber auch diese Erinnerung lasse ich zurück.

Nur in wenigen Fenstern erspähe ich Licht. Der Herbst bringt den Nebel, der sich langsam und träge durch die Straßen schlängelt und diejenigen einzufangen versucht, die sich in diese kalte Nacht hinaustrauen. Mich bekommt er nicht. Vielmehr wird er zu meinem Verbündeten und ich tauche ein, lautlos, nur ein Schatten.

Ich erinnere mich an meine beste Freundin. Gleich im nächsten Haus hat sie gewohnt. Sie lebt schon lange nicht mehr hier. Sie zog einfach fort; weg und ließ mich alleine, so wie alle anderen auch. Doch ihr konnte ich nicht böse sein. Niemals kam mir nur der Gedanke. Vielmehr freute ich mich für sie und war ihr dankbar, dass sie immer wieder den Versuch unternommen hatte, mich mitzunehmen, mich zu befreien, mir ein neues Leben zu ermöglichen. Mir fehlte der Mut – so einfach ist das.

Ihre Briefe wurden seltener, meine Antworten einsilbiger und so blieb nur noch die Erinnerung an sie; ein leuchtende Blume, die mich zum Lächeln bringt und mich in die Freiheit entführt.

Jahrelang lebte ich in einer so isolierten Welt. Gehalten wie ein Laboraffe, nur zum Quälen hervorgezogen. Ich fasse es immer noch nicht, finde keine Erklärung, warum ich mich nicht früher gewehrt habe, gegangen bin, es so weit kommen ließ. Doch diese Frage will ich mir nicht mehr stellen, denn die Antwort kenne ich doch.

Ich bleibe stehen und betrachte das Haus vor mir. Der Vorgarten ist trostlos, dem Herbst entsprechend in braune Farben getaucht. Die weiße Tür sieht nur aus einiger Entfernung gut aus, kommt man näher, bröckelt die Farbe. Alles nur Fassade, alles nur ein großer Betrug. Das schimmernde Sein ist ein Trugbild und so weit weg von der Wahrheit, dass man die Lüge darin gar nicht mehr erkennt. Man glaubt, was man zu glauben hat, man fühlt was richtig sein muss, und keiner weiß mehr was Wahrheit oder Lüge ist.

Ich gehe auf die weiße Haustür zu und sehe die Risse in der Farbe, sehe den Zerfall und dieses Mal belebt es mich.

Es ist unsere Haustür, obgleich es ein *unser* nie gegeben hat. Ohne Umwege gehe ich direkt in das Schlafzimmer. Mein Koffer steht bereits gepackt am Ende des Bettes. Die Musik spielt weiterhin in

Endlosschleife Bryan Adams. Thomas konnte seine Musik noch nie leiden und ich durfte sie nur hören, wenn er nicht zu Hause war.

Heute ist das was anderes. Seine Musik dröhnt durchs Haus und Thomas kann nichts dagegen tun.

Ich setze mich auf die Bettkante und drehe die Musik ein wenig leiser. Ich betrachte meine Finger, die kalt in meinem Schoß liegen. Ich war der Meinung sie würden zittern, doch das tun sie nicht.

»Es ist die Zeit gekommen Abschied zu nehmen.« Meine Stimme ist kraftvoll, sicher und macht den Anschein, als gehöre sie gar nicht mir. Ich wende mich um und blicke auf das große Bett. Seine aufgerissenen Augen fixieren mich, ganz ohne Angst, jedoch voller Hass. Ich lächle nur. Erstickte Laute dringen durch das silberne Gaffertape. Seine Handgelenke sind wundgescheuert.

Schweißperlen bedecken seine Stirn und laufen seitlich hinab.

»Ich will, dass du eins weißt. Doch ob du das behaupten kannst wage ich zu bezweifeln. Warum du so geworden bist, was der Auslöser war oder ob das Böse schon immer in dir geschlummert hat, kann ich nicht beantworten. Wahrscheinlich weißt du es selbst nicht. Allerdings weiß ich eins mit Sicherheit. Du wirst nie wieder jemanden so fürchterlich quälen. Nach mir würde es andere Frauen geben und ich muss sie vor dir beschützen, so wie ich mein Kind vor dir beschützen muss.«

Meine Finger lass ich in meine Jackentasche gleiten und hole etwas hervor und halte es ihm direkt vor die Augen. Es ist ein Ultraschallbild; sehe alsdann seine Überraschung, die kurz dem Hass weicht und stehe auf. »Sie braucht sich nie vor dir zu fürchten.« Mehr will ich nicht sagen und gehe anschließend zum Abstellraum. Mit sicherem Griff schnappe ich mir die Kanister. Auch unter dem Bett befinden sich weitere zehn Liter. Geschwind drehe ich den einen auf und leere ihn direkt über Thomas aus. Er windet sich, bäumt sich auf, doch meine Fesseln sind fest.

Schnell verteile ich den Inhalt der anderen Kanister im Haus. Die Gase benebeln meine Sinne. Es wird Zeit.

Ich gehe ohne ein weiteres Wort zur Tür und lasse das angezündete Streichholzpäckchen fallen.

Jetzt bin ich frei.

Ich blicke nicht zurück.

Sicher hüllt mich der Nebel in sein Gewand.